

Hans Waldenfels SJ

**Glaube und Vernunft –  
mit zwei Flügeln zur Wahrheit  
Zur Enzyklika *Fides et ratio* des sel. Johannes Pauls II.<sup>1</sup>**

„Glaube und Vernunft sind wie die beiden Flügel, mit denen sich der menschliche Geist zur Betrachtung der Wahrheit erhebt.“

Mit diesen Worten beginnt die Enzyklika *Fides et ratio*, die der selige Papst Johannes Paul II. am 14. September 1998 unterzeichnet hat und die am 15. Oktober 1998, am Vorabend des 20. Jahrestags seiner Wahl zum Papst, vom Präfekten der Glaubenskongregation Kardinal Joseph Ratzinger und dem Erzbischof von Lublin Józef Mirosław Życiński der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Man kann die Enzyklika im Hinblick auf das Leben des Papstes mit Weihbischof Peter Henrici SJ sein „philosophisches Testament“, angesichts des Zusammenbruchs der Wahrheitsfrage eine Magna Charta menschlicher Wahrheitssuche nennen, - einen Aufruf zum Einsatz aller menschlichen Fähigkeiten, gipfelnd in der Vernunft. In gewissem Sinne fühlt man sich an den Aufruf Immanuel Kants zum „Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“ erinnert.

Tatsächlich deutet heute viel darauf hin, dass Menschen sich von diesem Aufruf verabschieden und das Scheitern der Vernunft und des menschlichen Selbstbewusstseins eingestehen. Noch haben die Menschen den jüngsten Schock über das Erdbeben und den Tsunami an der japanischen Küste von Fukushima am 11. März 2011 mit der anschließenden Katastrophe in den Atomkraftwerken nicht überwunden. Ängste sind auf der ganzen Erde zu spüren. In dieser Situation signalisiert das ermutigende Wort des Papstes, dass der glaubende Mensch größere Chancen hat, im neuen Jahrtausend zu überleben, als der Mensch, dem der Flügel des Glaubens gebrochen ist und der folglich mit *einem* Flügel, dem Flügel der Vernunft, allein zurecht kommen muss.

***Mit gebrochenem Flügel: der halbierte Mensch*<sup>2</sup>**

Der Mensch lebt, wo er sich in seiner Ganzheit sieht, im Spannungsfeld von Unendlichkeit und Endlichkeit, Unwandelbarem und Wandel. Hinsichtlich des lange für unwandelbar gehaltenen Grundbestands menschlichen Denkens und Handelns erleben wir aber einen gewaltigen Schrumpfungsprozess. Zwar wächst die Quantität des Wissens rapide. Doch die Bereiche, in denen Menschen wirklich zu Hause sind und aus eigener Kompetenz mitsprechen können, werden immer enger. Der große Überblick geht weithin verloren. Zugleich verliert der bleibende Kern, aus dem Menschen leben können, an Substanz, - er schrumpft.

Das wirkt sich nicht zuletzt in der Einstellung zur Wahrheit aus, die im Einzelnen immer weniger für eine die Zeiten überdauernde Wirklichkeit gehalten wird. Kein Wunder, dass die Menschen dabei den Blick für die tragenden Fundamente des Lebens verlieren, wenn diese wegzubrechen scheinen und die Menschen von Strohalm zu Strohalm durchs Leben stolpern und die Angst vor einer vergifteten

---

<sup>1</sup> Vgl. den Anfang bei H. Waldenfels, „Mit zwei Flügeln“. Kommentar und Anmerkungen zur Enzyklika „*Fides et ratio*“ Papst Johannes Pauls II. Paderborn 2000, 11-13; zur Enzyklika auch Quaderni de „L'Osservatore Romano“ Nr. 45: Per una lettura dell'Enciclica FIDES ET RATIO Città del Vaticano 1999, u.a. mit Beiträgen von P. Henrici, W. Kasper, R. Spaemann sowie den Vorstellungsvoten von J. Ratzinger, R. Fisichella, J. Życiński und G. Cottier.

<sup>2</sup> Vgl. zum Folgenden ebd. 14-20.

Erde wächst. Welche Chance aber hat ein Mensch noch, wenn er „grund-los“, also „ohne Grund“, „ohne Grundlage“, „ohne Fundament“, ohne festen Boden unter den Füßen, ohne Halt sein Leben gestalten will und muss?

In der Erinnerung war der selige Papst ein Bollwerk in stürmischer Zeit, und man kann es nur mit Dankbarkeit vermerken, dass sein Nachfolger es durch die Seligsprechung Johannes Pauls II. am Sonntag der Barmherzigkeit, am 1. Mai 2011, vor aller Welt zum Ausdruck gebracht hat. Die Antwort des Seligen geht dahin, dass der Mensch ein *ganzer* Mensch sein muss. Er muss ein Mensch sein, der – soweit es geht – aus seinen eigenen Kräften lebt und doch zugleich weiß, dass er sich, wenn er überleben will, dem anvertrauen und sich überlassen muss, den auch heute noch viele Menschen „Gott“ nennen.

Für Johannes Paul II. beginnt der Weg des Menschen mit dem *Stauen*:

„Die grundlegenden Erkenntnisse entspringen dem *Stauen*, das durch die Betrachtung der Schöpfung [im Menschen] geweckt wird. Der Mensch, wird vom *Stauen* ergriffen, sobald er sich als eingebunden in die Welt und in Beziehung zu den anderen entdeckt, die ihm ähnlich sind und deren Schicksal er teilt. Hier beginnt der Weg, der ihn dann zur Entdeckung immer neuer Erkenntnishorizonte führen wird. Ohne das *Stauen* würde der Mensch in die Monotonie der Wiederholung verfallen und sehr bald zu einer wirklichen Existenz als Person unfähig werden.“ (Nr. 4)<sup>3</sup>

Woimmer der Mensch auf sich selbst zurückfällt oder sich auf sich selbst zurückzieht und an seine radikale Selbstverfügung glaubt, halbiert er sich. Er halbiert sich, wenn er die Fähigkeit verliert, zu empfangen und loszulassen, sich zu überlassen und sich anzuvertrauen. Er halbiert sich, sobald er „geist-los“ ist, wenn seine Geistnatur gezeugnet wird und er nur noch mit Hilfe seiner materiellen Daten, aufgrund seiner DNA- und anderen Analysen identifiziert und definiert wird. Er halbiert sich, wenn er das Verhältnis zur Mitwelt und Umwelt verliert und isoliert als Single in der menschlichen Gemeinschaft lebt. Er halbiert sich, sobald er in der Endlichkeit versinkt und den Blick in die Weite der Transzendenz verliert.

Der Berliner Kommunikationstheoretiker Norbert Bolz hat darauf hingewiesen, dass der Mensch sich heute vor der Fülle der Fragen nicht mehr retten kann, dass die Wissenschaften aber die großen und entscheidenden Fragen nach dem Sinn des Lebens und der Welt nicht beantworten können<sup>4</sup>. Er schreibt:

„Sinnfragen lassen sich nicht mit Informationen beantworten.“

Rückkehr zur Religion, wir sagen jetzt: Rückkehr zum Glauben ist angesagt.

### ***Glaube: der gebrochene Flügel***

Merkwürdigerweise ist die Enzyklika *Fides et ratio* ausdrücklich an die „Ehrwürdigen Brüder im Bischofsamt“ adressiert, so dass die anderen Mitglieder der Kirche und erst recht die an dem Papstwort Interessierten in der Welt zunächst wie Zuhörer am Wegesrand erscheinen. Dennoch geht das Gesagte alle Menschen an. Nur werden die Bischöfe als Leiter der Kirche auf ausdrückliche Weise an ihre Aufgaben in der Welt von heute erinnert. Wo sie den gebrochenen Flügel nicht wahrnehmen, leben sie an der heutigen Welt vorbei, verliert die Verkündigung des Glaubens ihre Aussage- und Überzeugungskraft.

Der Papst weiß um die Verflechtung von Glaube und Welt, Glaube und Vernunft. Das zeigt sich in seiner Argumentationsweise. Johannes Paul II. ist ein ausgewiesener

<sup>3</sup> Wir zitieren die Enzyklika *Fides et ratio* mit Angabe der Nr. im Text.

<sup>4</sup> Vgl. N. Bolz, *Das Wissen der Religion. Betrachtungen eines religiös Unmusikalischen*. München 2008, 9ff.; Zitat. 10.

Philosoph, aber er beschränkt sich keineswegs auf eine Argumentation gleichsam im vorkirchlichen Raum allgemeiner Einsicht und Verbindlichkeit, sondern spricht mit einer gewissen Unbefangenheit immer auf der Basis der für ihn verbindlichen göttlichen Offenbarung und der Lehre der Kirche. Gerade in dieser Position zeigt sich die von ihm geforderte Sicht des nicht halbierten, sondern des ganzen Menschen.

Wo der Glaube zur Sprache kommt, geschieht es zunächst in einer eher anthropologisch zu nennenden Weise, die jeder Mensch, gleichgültig, ob er sich zur Kirche bekennt oder nicht, nachvollziehen kann:

„Im Glauben vertraut sich ein jeder den von anderen Personen erworbenen Erkenntnissen an. Darin ist eine bedeutungsvolle Spannung erkennbar: Einerseits erscheint die Erkenntnis durch Glauben als eine unvollkommene Erkenntnisform, die sich nach und nach durch die persönlich gewonnene Einsicht vervollkommen soll; andererseits erweist sich der Glaube oft als menschlich reicher im Vergleich zur bloßen Einsichtigkeit, weil er eine Beziehung zwischen Personen einschließt und nicht nur die persönlichen Erkenntnisfähigkeiten, sondern auch die tiefergehende Fähigkeit ins Spiel bringt, sich anderen Personen anzuvertrauen, indem man eine festere und innigere Bindung mit ihnen eingeht.

Es sei unterstrichen, dass die in dieser zwischenmenschlichen Beziehung gesuchten Wahrheiten nicht in erster Linie in die faktische oder in die philosophische Ordnung gehören. Gesucht wird vielmehr nach der eigentlichen Wahrheit der Person, was sie ist und was sie von ihrem Innersten sichtbar werden lässt. Die Vollkommenheit des Menschen besteht nämlich nicht allein in der Aneignung der abstrakten Erkenntnis der Wahrheit, sondern auch in einer lebendigen Beziehung der Hingabe und Treue gegenüber dem anderen. In dieser Treue, die sich hinzugeben vermag, findet der Mensch volle Gewissheit und Sicherheit. Gleichzeitig ist die Erkenntnis durch Glauben, die sich auf das zwischenmenschliche Vertrauen stützt, jedoch nicht ohne Bezug zur Wahrheit. Der gläubige Mensch vertraut sich der Wahrheit an, die der andere ihm kundtut.“ (Nr. 32)

Hier fallen mehrere Dinge auf:

- Glaube wird zunächst – analog zum Wissen – als ein Erkenntnismodus angesprochen. Was auf den ersten Blick als defiziente Erkenntnisweise erscheint, wird aber bei genauerer Betrachtung zu einer eigenständigen Erkenntnisform, die durch die ausgeprägte interpersonale Beziehung ihre eigene Würde erhält, über die reine Erkenntnis hinauswächst und neue Dimensionen eröffnet.
- Der Papst argumentiert philosophisch-phänomenologisch, obwohl er auf die gleiche Weise biblisch und theologisch hätte ansetzen können. Denn was er für den zwischenmenschlichen Raum erarbeitet, hätte er theologisch auch für das Verhältnis zwischen Gott und Mensch ausführen können. Das würde ein Blick in das Alte wie das Neue Testament beweisen<sup>5</sup>. Diese Beobachtung zum Text der Enzyklika ist allerdings nicht so zu verstehen, als ob ihr Autor den theologischen Aspekt außeracht ließe; vielmehr kommt es hier zu einer nicht eigens betonten Vermischung und Verflechtung.
- Im Gegensatz zur Mehrzahl abendländischer Sprachen gibt es im Englischen zwei Termini für den Begriff „Glauben“: *faith* und *belief*. Das erinnert daran, dass der Glaube in sich ein vielseitiges Phänomen ist, das als ganzheitlicher Vorgang über den Bereich reiner Erkenntnis hinausgeht. *Belief* bezieht sich im Englischen auf die Annahme von etwas als wahr aufgrund von Einsicht, Begründung oder Autorität,

---

5 Vgl. H. Waldenfels, Kontextuelle Fundamentalthologie. Paderborn 42005,

religiös ausformuliert in Glaubensformeln und –bekenntnissen. *Faith*, deutlich verwandt mit dem lateinischen *fides*, betont weniger den rationalen Bezug als das interpersonale Verhältnis von Vertrauen und Treue, Glaubwürdigkeit und Hingabe. Wo von „Glaube“ die Rede ist, ist daher immer der Gesamtkomplex zwischen personaler Zuwendung, Vertrauen und Treue einerseits und der darin gegebenen Erkenntnis andererseits zu betonen.

Zu den Schwächen heutiger Glaubensverkündigung gehört es, dass der im Glauben gegebene interpersonale Bezug vielfach so stark in den Hintergrund tritt, dass am Ende „Glaube“ nur noch ein mehr oder weniger verständliches System von Lehraussagen und Handlungsanweisungen ist. Wenn dann die Sprache versagt und der Rekurs auf Autorität, sei es des einzelnen Verkündigers, sei es der Kirche und ihres Lehramtes im Allgemeinen, sei es am Ende die Autorität Gottes, nicht mehr überzeugend vermittelt wird, fällt der Glaube hinter den Anspruch menschlicher Vernunft zurück<sup>6</sup>. Glaube ist dann nur noch eine Mangelform menschlicher Erkenntnis, eine Karikatur dessen, was Glaube in seiner Vollgestalt, sowohl vorreligiös-anthropologisch, als auch religiös, meint.

Auf der Kehrseite dieser Karikatur ist heute die Erfahrung einer glaubenslosen menschlichen Vernunft angesiedelt. Dabei ist zu beachten, dass „Vernunft“ in der Regel die Vernunft des Einzelnen meint. Diese hat aber den Glanz, den ihr die so genannte „Aufklärung“ eine Zeitlang zu geben vermochte, inzwischen längst eingebüßt. Der heutige Zeitgenosse macht die Erfahrung der Ohnmacht einer auf sich selbst zurückfallenden Vernunft; diese macht die Menschheit unserer Tage ratlos. Mit dem gebrochenen Flügel des Glaubens ist es dem Menschen nicht mehr möglich, sich von der Erde zu erheben und erneut einen Überblick über die Welt und ihren Gang zu gewinnen. Selbst wo Naturwissenschaftler glauben, auf Gott verzichten zu können, und ihn vollmundig leugnen, wirken sie hilflos<sup>7</sup>.

- Johannes Paul II. spricht in dem zitierten Zusammenhang nicht von Gott, wohl aber von der Wahrheit. Dabei erinnert er in der Nr. 32 an die Geschichte der Martyrer, jener zuverlässigen Zeugen, die in der Begegnung mit Jesus Christus die Wahrheit entdeckt und sich bis zum Einsatz ihres Lebens zu ihr bekannt haben. Wahrheit und Wahrheitserkenntnis sind das zentrale Thema, um das es dem Papst in seiner Enzyklika geht.

Zwei Momente sind von Bedeutung:

- In einer Zeit wachsenden Wissens, in der dem Menschen quantitativ immer mehr Informationen bereitgestellt werden, wächst die Skepsis hinsichtlich einer umfassenden Wahrheitsfähigkeit des Menschen. Alles erscheint relativ im Hinblick auf den beschränkten Standpunkt und Gesichtskreis, den der einzelne Mensch beherrscht. Die absolute Wahrheit, wenn es sie denn überhaupt gibt, verliert ihren Ort und ihren Zugang.

- Zugleich fällt ein langer Schatten auf den Anspruch des christlichen Glaubens, von einem liebenden Gott durch die Menschwerdung Jesu Christi in die volle Wahrheit eingewiesen und zu ihr befreit zu werden (vgl. Joh 16,12f.; 8,31f.). Wenn dem

---

<sup>6</sup> Dass nach langer Zeit einer Autoritätskritik und –verachtung ein neuer Respekt vor der Autorität wächst, habe ich mit Nennung von außerkirchlichen „Autoritäten“ aufgezeigt in *H. Waldenfels, Fundamentaltheologie* (A. 5) 501-506.

<sup>7</sup> Vgl. *R. Dawkins, Der Gottewahn*. Berlin 2007; *St. Hawking & L. Mlodinow, Der große Entwurf. Eine neue Erklärung des Universums*. Reinbek 2010; zu diesem Problemkreis *M. Strieth* (Hg.), *Wiederkehr des Atheismus. Fluch oder Segen für die Theologie?* Freiburg 2008; *H.-J. Höhn, Der fremde Gott. Glaube in postsäkularer Kultur*. Würzburg 2008; *G.M. Hoff, Die neuen Atheismen*. Kevelaer 2009; *P. Becker, Kein Platz für Gott? Theologie im Zeitalter der Naturwissenschaften*. Regensburg 2009.

Menschen das Organ zur vollen Wahrheitserkenntnis abgeht, kann er auch nicht in die volle Wahrheit eingeführt werden. Damit aber wird der christliche Anspruch, die volle Wahrheit zu vermitteln, fragwürdig.

### **Wahrheitssuche?**

Mit dem Staunen verbindet sich im Wesen des Menschen seine Suche nach Wahrheit. Die Geschichte des Verhältnisses von Glaube und Vernunft skizziert Johannes Paul II. im Kapitel IV der Enzyklika. Einen Höhepunkt erreicht sie zu Beginn der mittelalterlichen Theologie bei Anselm von Canterbury. Auf ihn gehen die beiden Überschriften zu den Kapiteln II und III zurück: „*Credo ut intellegam*“ und „*Intellego ut credam*“. Es gibt so eine wechselseitige Bezogenheit von Glaube und Vernunft. Das „Wechselspiel“ zwischen beiden ist ein durchlaufendes Thema der Enzyklika<sup>8</sup>.

Recht betrachtet, ist die Vernunft eingebettet in den Glauben. Im *Proslogion* I schreibt Anselm<sup>9</sup>:

„Ich suche ja nicht einzusehen, um zu glauben, sondern ich glaube, um einzusehen (*Neque enim quaero intelligere ut credam, sed credo ut intelligam.*) Denn auch das glaube ich, ‚wenn ich nicht glaube, werde ich nicht einsehen‘.“

Dem Glauben kommt im Verhältnis von Glaube und Vernunft die Priorität zu. Bei Anselm geht es allerdings noch nicht um Glaube und Vernunft im menschlichen Miteinander. Bei ihm ist die menschliche Vernunft noch voll in den Horizont des Glaubens an Gott eingebettet. Diese für den mittelalterlichen Menschen selbstverständliche Einbettung ist spätestens mit dem Beginn der Neuzeit zerbrochen. Der kanadische Philosoph Charles Taylor sieht darin die Konstituierung des säkularen Zeitalters, in dem wir (nicht nur) in der westlichen Welt leben. Er beschreibt den Wandel, der sich vollzogen hat, als einen Wandel, „der von einer Gesellschaft, in der es praktisch unmöglich war, nicht an Gott zu glauben, zu einer Gesellschaft führt, in der dieser Glaube auch für besonders religiöse Menschen nur *eine* Möglichkeit neben anderen ist.“<sup>10</sup>

Papst Johannes Paul II. spricht vom Drama der „Trennung zwischen Glaube und Vernunft“ (vgl. Nr. 45ff.). Hellsichtig beschreibt er den Wandel in der Philosophie selbst, die das Ziel der Wahrheitssuche aufgegeben hat:

„Von Weisheit und universalem Wissen ist sie allmählich auf eines unter vielen Gebieten menschlichen Wissens zusammengeschrumpft; sie ist sogar in gewisser Hinsicht in eine völlige Nebenrolle abgedrängt worden. Inzwischen haben sich andere Formen von Vernünftigkeit mit immer größerem Gewicht durchgesetzt und dabei die Nebensächlichkeit des philosophischen Wissens hervorgehoben. Statt auf die Anschauung der Wahrheit und die Suche nach dem letzten Ziel und dem Sinn des Lebens sind diese Formen der Vernünftigkeit als ‚instrumentale Vernunft‘ darauf ausgerichtet, utilitaristischen Zielen, dem Genuss oder der Macht zu dienen. Zumindest können diese Formen darauf ausgerichtet werden.“ (Nr. 47)

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu vor allem das Kapitel VI der Enzyklika; meine Anmerkungen in *H. Waldenfels*, Flügel (A. 1) v.a. 29-32. 65-87. 88-108. 128f..

<sup>9</sup> Vgl. *H. Waldenfels*, Fundamentatheologie (A. 5) 145-147.

<sup>10</sup> Vgl. *Ch. Taylor*, Ein säkulares Zeitalter. Frankfurt 2008, 15.

Dass diese Entwicklung den Menschen in seinem Wesen gefährdet, hat Johannes Paul II. schon in seiner ersten Enzyklika *Redemptor hominis* Nr. 15, ausgesprochen. Dort hatte er geschrieben:

„Der Mensch von heute scheint immer wieder von dem bedroht zu sein, was er selbst produziert, das heißt vom Ergebnis der Arbeit seines Verstandes und seiner Willensentscheidung. Die Früchte dieser vielgestaltigen Aktivität des Menschen sind nicht nur Gegenstand von ‚Entfremdung‘, weil sie demjenigen, der sie hervorgebracht hat, einfachhin genommen werden; allzu oft und nicht selten unvorhersehbar wenden sich diese Früchte von Wirkungen, wenigstens teilweise, in einer konsequenten Folge von Wirkungen indirekt gegen den Menschen selbst. ... Der Mensch lebt darum immer mehr in Angst. Er befürchtet, dass seine Produkte, natürlich nicht alle und auch nicht die Mehrzahl, aber doch einige und gerade jene, die ein beträchtliches Maß an Genialität und schöpferischer Kraft enthalten, sich in radikaler Weise gegen ihn selbst kehren können.“ (Nr. 47)

25 Jahre nach Tschernobyl (26. April 1986) und wenige Wochen nach Fukushima bedürfen diese Worte keiner weiteren Rechtfertigung<sup>11</sup>. Sie sind längst nicht mehr allein für die Intellektuellen der Völker gesprochen, sondern betreffen ganz praktisch das alltägliche Leben der Menschen auf der Straße. Deshalb ist der Verlust des Flügels des Glaubens auch mehr als eine nebensächliche Episode in der Menschheitsgeschichte. Hier wird daher auch verständlich, warum der Papst das Verständnis des Glaubens anthropologisch aus der Sicht des ganzen Menschen heraus begründet. Ob der Mensch es wahrhaben will oder nicht, - er erschafft sich nicht selbst. Jede Geburt eines Menschen ist ein Vorgang des Empfangens; jeder Tod, wo er natürlich das Leben beendet, kann seinerseits nur angenommen werden. Am Ende des Kapitels IV tritt der Papst sowohl für einen starken Glauben wie für eine starke Vernunft ein. Wo eine Seite schwächelt, kommt es zur Verarmung beider:

„Nachdem die Vernunft ohne den Beitrag der Offenbarung geblieben war, hat sie Seitenwege eingeschlagen, die die Gefahr mit sich bringen, dass sie ihr letztes Ziel aus dem Blick verliert. Der Glaube, dem die Vernunft fehlt, hat Empfindung und Erfahrung betont und steht damit in Gefahr, kein universales Angebot mehr zu sein. Es ist illusorisch zu meinen, angesichts einer schwachen Vernunft besitze der Glaube größere Überzeugungskraft; im Gegenteil, er gerät in die ernsthafte Gefahr, auf Mythos bzw. Aberglauben verkürzt zu werden. In demselben Maß wird sich eine Vernunft, die keinen reifen Glauben vor sich hat, niemals veranlasst sehen, den Blick auf die Neuheit und Radikalität des Seins zu richten. Nicht unangebracht mag deshalb mein entschlossener und eindringlicher Aufruf erscheinen, dass Glaube und Philosophie die tiefe Einheit wiederlangen sollen, die sie dazu befähigt, unter gegenseitiger Achtung der Autonomie des anderen ihrem eigenen Wesen treu zu sein.“

Und er endet das Kapitel mit dem Satz:

„*Fidei parrhesiae respondere debet rationis audacia.*“ (Dem Freimut des Glaubens muss die Kühnheit der Vernunft entsprechen.) (Nr. 48)

## „Wortmeldungen“

---

<sup>11</sup> Wie sehr Johannes Paul II. mit diesen Worten schon 1979 im Recht war, beweisen gut 20 Jahre später die Diskussionen um die weitere Verwendung der Atomkraft, aber auch die Debatten um den Einsatz der Präimplantationsdiagnostik (PID), die auf ein immer stärkeres Selektionsverfahren im Hinblick auf die Erzeugung des Menschen hinsteuert.

Abweichend von der lateinischen Formulierung *De re philosophica magisterii iudicia* übersetzt die deutsche Version die Überschrift des Kapitels V mit *Die Wortmeldungen des Lehramtes im philosophischen Bereich*<sup>12</sup>. Kardinal Walter Kasper hat darauf aufmerksam gemacht, dass die italienische Übersetzung von *Intervento* spricht und damit einen Begriff voller Dramatik verwendet. Soviel ist klar: *Iudicia* versteht sich hier nicht im Sinne von „abschließende Urteile“, sondern im Sinne von „Beiträge zu einem dialogischen Prozess“. Solche Beiträge können für den, der sie einbringt, durchaus verbindlich sein, und sind es für den Papst auch (vgl. Nr. 50). Doch von den Gesprächspartnern sollten sie zunächst als Einladungen verstanden werden, bestimmte Dinge von einem anderen als dem eigenen Gesichtspunkt zu bedenken. Erweckt das Lehramt vielfach den Eindruck, apodiktisch über andere und anderes zu urteilen, so fügt es sich hier als Gesprächspartner in einen dialogischen Prozess ein. Bedauerlicherweise gehört ein solches Denken nach wie vor nicht zum alltäglich in der Kirche zu erlebenden Verhalten. Gerade darum muss daran erinnert werden, wie der selige Papst Johannes Paul II. in dieser Enzyklika das Verhältnis von offizieller kirchlicher Lehre und Philosophie einschätzt. Interessanterweise spricht er hier auch nicht vom Verhältnis zwischen Theologie und Philosophie, sondern zwischen *Lehramt* und Philosophie.

Ausgangspunkt ist eine Aussage der Selbstbescheidung:

„Die Kirche legt weder eine eigene Philosophie vor, noch gibt sie irgendeiner besonderen Philosophie auf Kosten der anderen den Vorzug.“ (Nr. 49)

Der Grund dafür:

„Der tiefere Grund für diese Zurückhaltung liegt darin, dass die Philosophie auch dann, wenn sie mit der Theologie in Beziehung tritt, nach ihren eigenen Regeln und Methoden vorgehen muss; andernfalls gäbe es keine Gewähr dafür, dass sie auf die Wahrheit ausgerichtet bleibt und mit einem von der Vernunft überprüfbareren Prozess nach ihr strebt. Eine Philosophie, die nicht im Lichte der Vernunft nach eigenen Prinzipien und den für sie spezifischen Methoden vorgeht, wäre wenig hilfreich.“ (Ebd.)

Kritische Unterscheidungen aus der Sicht des christlichen Glaubens machen sicher auf den ersten Blick einen eher negativen Eindruck (vgl. Nr. 51). Der Papst denkt aber nicht so. Er möchte ermutigen, die selbstgesetzten engen Grenzen zu überwinden, in die manches moderne philosophische System geraten ist. Der Weg, den Johannes Paul II. einschlägt, ist eine Gratwanderung.

- Einerseits gebietet er den Verkürzungen Einhalt, die kirchennahe Philosophen mit ihren Lösungsvorschlägen vorgenommen haben. Der Papst erinnert an die Verurteilungen des Fideismus, des radikalen Traditionalismus, des Rationalismus und Ontologismus in der Zeit des 1. Vatikanischen Konzils (vgl. Nr. 52), sodann an die Einsprüche, die auf spätere Päpste zurückgehen (Nr. 54f.). Diese in der Theologie auftretenden Fehlleistungen sind keineswegs überwunden. Der Papst erkennt sie heute in bestimmten Formen des Biblizismus (Nr. 55). Vermutlich würde er heute auch von einem kirchlichen Fundamentalismus sprechen.

- Andererseits richtet er angesichts der erkennbaren Selbstbeschränkung und Selbstbescheidung moderner Philosophien – Johannes Paul II. erinnert ausdrücklich an die Rede vom „Ende der Metaphysik“ (Nr. 55) – den Blick auf das „radikale Misstrauen gegen die Vernunft“ (Nr. 55). Das veranlasst ihn, ein Plädoyer zugunsten der Notwendigkeit der Vernunftkenntnis (Nr. 53) auszurufen.

Ein solches Plädoyer ist umso notwendiger, als das Misstrauen gegen die Vernunftkenntnis die Menschheit immer mehr verführt, auf umfassende, absolute

---

<sup>12</sup> Vgl. zum Folgenden H. Waldenfels, Flügel (A. 1) 56-64.

Aussagen zu verzichten, ja sie auszuschließen. Stattdessen geben sich die Menschen damit zufrieden, ohne Anerkenntnis einer objektiven, für alle gültigen Wirklichkeit sich subjektiv auf das, was Wahrheit ist, in einem Konsensverfahren zu einigen (Nr. 56). Dagegen betont Johannes Paul II.:

„Die Leidenschaft für die letzte Wahrheit und der Wunsch, sie zu suchen, verbunden mit dem Mut zur Entdeckung neuer Wege, dürfte nicht verloren gehen! Es ist der Glaube, der die Vernunft dazu herausfordert, aus jedweder Isolation hervorzutreten und für alles, was schön, gut und wahr ist, etwas zu riskieren. So wird der Glaube zum überzeugten und überzeugenden Anwalt der Vernunft.“ (Nr.56)

Gewiss hatte die Vergangenheit ihre eigenen Stärken. So erinnert der Papst an die Bedeutung des Studiums des hl. Thomas und anderer mittelalterlicher Autoren (Nr. 61; vgl. zuvor Nr. 43f.). Doch wichtiger als historische Reminiszenzen ist die Frage nach der Leistungsfähigkeit des Verhältnisses von Glaube und Vernunft in der Wechselwirkung zwischen Theologie und Philosophie heute (dazu Kapitel VI).

### **Sprache und Sprachen**

Nach Johannes Paul II. gründet die Theologie in einem Doppelprinzip:

„Die Theologie konstituiert sich als Glaubenswissenschaft im Lichte eines methodischen Doppelprinzips: dem *auditus fidei* und dem *intellectus fidei*. Durch das erste gelangt sie in den Besitz der Offenbarungsinhalte, so wie sie in der Heiligen Überlieferung, in der Heiligen Schrift und im lebendigen Lehramt der Kirche fortschreitend ausgefaltet worden sind. Mit dem zweiten Prinzip will die Theologie den Anforderungen des Denkens durch die spekulative Reflexion entsprechen.“ (Nr. 65)

Auch wenn die Instrumente der Philosophie in allen Teilen der Theologie wirksam sind, treten sie in hervorragender Weise dort in Erscheinung, wo der Theologe sich auf den *auditus fidei* einlässt. Es sind die Momente, die heute von der „Kontextualität“ der Theologie sprechen lassen. Das heißt: Die Theologie ist mit ihrem Instrumentarium in das konkrete Leben der Menschen eingebettet. Johannes Paul II. spricht von der „Vorbereitung“ des *auditus fidei*, weiß aber, dass die dabei wichtigen Momente auch im weiteren Verlauf theologischen Denkens gültig bleiben:

„Was die Vorbereitung auf einen korrekten *auditus fidei* betrifft, so leistet die Philosophie der Theologie ihren eigentlichen Beitrag dann, wenn sie die Struktur der Erkenntnis und der persönlichen Mitteilung sowie besonders die vielfältigen Formen und Funktionen der Sprache betrachtet und bedenkt. Ebenso wichtig ist der Beitrag der Philosophie für ein zusammenhängendes Verständnis der kirchlichen Überlieferung, der Erklärungen des Lehramtes und der Sätze der großen Lehrer der Theologie: diese drücken sich nämlich häufig in Begriffen und Denkformen aus, die einer bestimmten philosophischen Tradition entlehnt sind. In diesem Fall wird vom Theologen verlangt, dass er nicht nur die Begriffe und Formulierungen erklärt, mit denen die Kirche über ihre Lehre nachdenkt und sie erarbeitet; er muss sich die philosophischen Systeme, die möglicherweise Begriffe und Terminologie beeinflusst haben, gründlich kennen, um zu korrekten und kohärenten Interpretationen zu gelangen.“(Nr. 65)

Im Mittelpunkt der Aussage steht die Sprache<sup>13</sup>. Auf ihre zentrale Bedeutung hat die neuzeitliche Sprachphilosophie nachdrücklich aufmerksam gemacht. In der Theologie hat vor allem die Beschäftigung mit den verschiedenen biblischen

---

<sup>13</sup> Vgl. zum Folgenden meine Überlegungen in *H. Waldenfels, Christus und die Religionen*. Regensburg 2003, 91-109.



Sprachen und den Sprachen des biblischen Umfelds zu einer Neubesinnung geführt. Inzwischen entwickelt sich ganz allgemein eine neue Sensibilität für die Pluralität der Sprachen, aber auch für die Entstehung von unterschiedlichen Sprachwelten und Denkhorizonten.

Sprachen sind aber weniger ein Problem der Vergangenheitsbewältigung, - sie haben es vielmehr mit dem praktisch erlebten Alltag der Gegenwart zu tun. Vielerorts begegnen sich heute in unseren Stadtkulturen Menschen, die unterschiedliche Sprachen sprechen, aus unterschiedlichen Kulturen und Religionen stammen. Pluralität und Differenzen zeigen sich gerade da, wo Menschen nach Harmonie, Frieden und Einheit verlangen.

Sprachen finden ihren Ausdruck und Niederschlag natürlich immer auch in Texten. Alle Texte stehen aber bei genauerer Betrachtung in einem unausschöpfbaren, uneinholbaren Kontext. In diesem Zusammenhang verliert vieles seine Eindeutigkeit; vieles wird weniger gut verstanden, als man es in der Eile des Umgangs miteinander meint verstanden zu haben.

Das Bedenken der sprachlichen Vielfalt führt zu einem doppelten Ergebnis:

- Einerseits kommen Menschen aufgrund der Sprache zur beglückenden Erfahrung, dass sie miteinander kommunizieren und sich verstehen können.
- Andererseits machen immer mehr Menschen die gegenteilige Erfahrung, dass sie sich nicht verstehen. Menschen verstehen einander nicht, weil sie die Sprache des anderen nicht beherrschen und folglich das Gesagte nicht begreifen, aber auch weil sie milieuhaft in unterschiedlichen „Welten“ leben. In diesem Sinne gibt es vielerorts eine Sprachnot, eine Not des Verstehens und der Verständigung.

Diese Not wird für viele auf vorher nicht gekannte Weise zur Erfahrung von Endlichkeit, Frustration und Resignation. Eine große Zahl von Menschen sucht sich damit abzufinden, dass sie nur in einem schmalen Segment der Lebenswelt zu Hause sind; sie verlieren den Schwung, sich für das in der Vielfalt sich ankündigende „Mehr“ und „Darüber-hinaus“, für Transzendentes und die Transzendenz zu öffnen. Am Ende verlieren sie völlig den Transzendenzbezug.

Bei allem Verständnis für die Bereicherungen, die sich aus der Begegnung mit der heutigen Vielfalt ergibt, kündigt den Papst den Verlust des alles entscheidenden Kerns. Für das Christentum hat dieser Kern ein Gesicht: Es ist das Gesicht Jesu Christi. Jesus aber ist ein ‚*concretum universale*‘, das heißt er ist die „konkrete Verwirklichung dessen, woraufhin alle Wirklichkeit strebt“<sup>14</sup>. Dieses Gesicht begegnet dem Menschen nicht in seinem Denken, sondern in der Geschichte. Wenn es einen Ort der Begegnung mit der „objektiven“, nicht vom menschlichen Subjekt geschaffenen Wirklichkeit gibt, ist es die Geschichte, in der der Mensch lebt und auf das stößt, was nicht sein Produkt ist. „Glaube und Vernunft“ besagen daher immer, dass die Vernunft des Einzelnen eingebettet ist in das Grundverhältnis von Geschichte und Gesellschaft.

### ***Begegnung der Kulturen und Religionen***<sup>15</sup>

Geschichte und Gesellschaft sind der Raum, in dem der Mensch sich vorfindet und wo er zeit seines Lebens zur Gestaltung aufgerufen ist. In Geschichte und Gesellschaft stößt der Mensch, wenn er zum Gebrauch seiner Vernunft gelangt, auf Natur und Kultur, auf das unabhängig von ihm Vorhandene und in der Menschheitsgeschichte Geschaffene. Zu keiner Zeit ist den Menschen die Vielfalt

---

14 Vgl. H. Waldenfels, *Fundamentaltheologie* (A. 5) 217; auch 66-72.

15 Vgl. zum Folgenden auch H. Waldenfels, *Flügel* (A. 1) 78-87.

des von der Menschheit Geschaffenen, die Kultur in ihrer Vielgesichtigkeit, so bewusst geworden wie in unserer Zeit. In keiner Zeit aber wird zugleich so deutlich, dass das vom Menschen Geschaffene ihm zum Nutzen und zum Schaden sein kann, dass es Fortschritt, aber auch Verlust, Gefährdung und Zerstörung bedeuten kann. In dieser Situation begegnen sich heute die verschiedenen Kulturen. Für die abendländische Welt kommt es dabei dahin, dass sie den lange gehegten Führungsanspruch verliert. Dieser Verlust betrifft auch das Christentum. Diskutiert werden seit längerem seine im Abendland gewachsene Gestalt und seine Prägung durch die klassische griechische Philosophie.

Johannes Paul II. ist die Gewichtsverschiebung, die sich aus den Entwicklungen der Naturwissenschaften, aber vor allem auch aus der Begegnung der Kulturen ergibt, sehr wohl bewusst. Er spricht von „einer gesteigerten Sensibilität für die Beziehung zwischen Glaube und Kultur“ (Nr. 69). So fordern die einen, man solle sich „statt einer Philosophie griechischen und eurozentrischen Ursprungs lieber den traditionellen Weisheitsformen zuwenden“; andere „leugnen, von einer falschen Vorstellung des Pluralismus der Kulturen ausgehend, schlechthin den universalen Wert des von der Kirche empfangenen philosophischen Erbes“ (ebd.). Dagegen unterstreicht der Papst

„die Verpflichtung, nicht beim konkreten Einzelfall stehenzubleiben und damit die vorrangige Aufgabe zu vernachlässigen, die darin besteht, den universalen Charakter des Glaubensinhaltes aufzuzeigen.“ (Nr. 69)

Allerdings lebt der Anspruch des Christentums selbst, wie gesagt, letztendlich aus einem *concretum universale*. Der christliche Glaube beginnt bei einem „konkreten Einzelfall“, mit Jesus von Nazareth und der „unbedingten Konkretion“ seiner Heilstat. Diesem „konkreten Einzelfall“ spricht sie universale Bedeutsamkeit zu. Denn nach christlicher Überzeugung ist es die konkrete Person des Erlösers, sein Leben und Tod, die als „objektive „Wahrheit“ in der Geschichte dieser Welt wirksam sind. Diese Spannung zwischen Konkretheit und universaler Bedeutung kann der glaubende Christ in seiner ganzheitlichen Ausrichtung und im Gespräch mit anderen nicht verschweigen.

Man spürt in diesem Teil der Enzyklika, wie sehr die Kirche selbst noch auf der Suche ist. Einerseits öffnet sich mit dem Stichwort „Kultur“ ein neues, großes Problemfeld (vgl. Nr. 70-72). Andererseits spürt man den Versuch, die Größe der Aufgabe zu relativieren, wenn behauptet wird, die Frage habe sich eigentlich von Anfang an gestellt (Nr. 70). So wahr es ist, dass man sich der Frage auf abstrakte Weise nähern kann, so sehr zwingt geschichtliches Denken dazu, die Geschichte in ihren neuen Facten wahrzunehmen und zu bewerten. Daher ist die Verhältnisbestimmung zwischen Universalität und Partikularität, - in heutiger Sprache - zwischen Globalität und Lokalität, zwischen Transkulturalität und Kulturalität eine neue, vordringliche Aufgabe. Nicht zu bestreiten ist, „dass eine Kultur niemals zum Urteilkriterium und noch weniger zum letzten Wahrheitskriterium gegenüber der Offenbarung Gottes werden kann“ (Nr.71). Doch stehen wir hier, wie Johannes Paul II. schreibt, immer noch am Anfang einer Entwicklung.

„Der Umstand, dass die Evangelisierung auf ihrem Weg zunächst der griechischen Philosophie begegnete, ist keineswegs ein Hinweis darauf, dass andere Wege der Annäherung ausgeschlossen wären. In unserer heutigen Zeit, in der das Evangelium nach und nach mit Kulturräumen in Berührung kommt, die sich bisher außerhalb des Verständnisbereiches des Christentums befunden hatten, eröffnen sich für die Inkulturation neue Aufgaben.“ (Nr. 72).

**Jerusalem – Athen – Benares**

In seinem kurzen Durchgang durch die Geschichte erinnert Johannes Paul II. an die Frage Tertullians:

„Was haben Athen und Jerusalem gemein? Was die Akademie und die Kirche?“ (Nr. 41)

Die Frage lässt ich heute erweitern: „Was bedeutet Benares für Jerusalem?“<sup>16</sup> Der Papst selbst sieht in Indien ein exemplarisches Fallbeispiel, in dem das Verhältnis von Glaube und Kultur, konkret: von christlichem Glauben und nichtchristlicher bzw. nichteuropäischer Kultur neu auszubilden ist. Für die Begegnung mit Indien nennt er Kriterien, die zu berücksichtigen sind:

- „Das erste ist die Universalität des menschlichen Geistes, dessen Grundbedürfnisse in den verschiedenen Kulturen identisch ist.“
- „Das zweite Kriterium, das sich aus dem ersten ergibt, besteht in Folgendem: Wenn die Kirche mit großen Kulturen in Kontakt tritt, mit denen sie vorher noch nicht in Berührung gekommen war, darf sie sich nicht von dem trennen, was sie sich durch die Inkulturation ins griechisch-lateinische Denken angeeignet hat. Der Verzicht auf ein solches Erbe würde dem Vorsehungsplan Gottes zuwiderlaufen, der seine Kirche die Straßen der Zeit und der Geschichte entlangführt. ....“
- „Drittens soll man sich davor hüten, den legitimen Anspruch des indischen Denkens auf Besonderheit und Originalität mit der Vorstellung zu verwechseln, eine kulturelle Tradition müsse sich in ihr Verschiedensein einkapseln und sich in ihrer Gegensätzlichkeit zu den anderen Traditionen behaupten; dies würde dem Wesen des menschlichen Geistes widersprechen.“ (Nr. 72)

Diese Richtlinien möchte Johannes Paul II. ausdrücklich auf die großen Kulturen Chinas, Japans und der anderen Länder Asiens sowie auf die schriftlosen traditionellen Kulturen Afrikas angewendet wissen.

Von den drei Kriterien wirkt keines so sehr nach wie das zweite. Der jetzige Papst Benedikt XVI. hat bereits als Präfekt der Glaubenskongregation zu den damit gegebenen Fragen Stellung bezogen<sup>17</sup>. Sein Beitrag zur Sache findet nach wie vor zu wenig Beachtung. Für ihn ist entscheidend, dass die Geschichtlichkeit des christlichen Glaubens bis in ihre Wurzeln zurückgedacht wird. Dann wird nämlich deutlich, dass der christliche Glaube in seinem Ursprung nicht griechisch und lateinisch ist, sondern mit seinen Wurzeln in die semitische Welt des Vorderen Orients zurückreicht. Dort aber sind Asien, Afrika und Europa immer schon miteinander in Berührung gekommen.

Für eine Inkulturation des von der ersten Stunde seines Bestehens an inkulturierten Christentums in die griechische Welt war aber grundlegend, dass sich in Griechenland ein Prozess der Selbstüberschreitung angebahnt hatte. Die Begegnung mit dem Christentum führt darin zu einem Unterscheidungsgeschehen, das Joseph Ratzinger folgendermaßen beschreibt:

„Die Väter haben nicht einfach eine in sich stehende und sich selbst gehörende griechische Kultur ins Evangelium eingeschmolzen. Sie konnten den Dialog mit der griechischen Philosophie aufnehmen und sie zum Instrument des Evangeliums dort machen, wo in der griechischen Welt durch die Suche nach Gott eine Selbstkritik der eigenen Kultur und des eigenen

---

<sup>16</sup> Vgl.dazu *H. Waldenfels*, *Fundamentaltheologie* (A.5) 48; 352f.

<sup>17</sup> Vgl. zum Folgenden *H. Waldenfels*, *Flügel* (A. 1) 84-86.109; ich greife stellenweise im Wortlaut auf diesen Text zurück. Die Grundfassung der Stellungnahme *Joseph Ratzingers* findet sich in seinem Buch: *Glaube – Wahrheit – Toleranz. Das Christentum und die Weltreligionen*. Freiburg 2003, 148-169; dort die beiden folgenden Zitate: 162 und 163.

Denkens in Gang gekommen war. Der Glaube bindet die verschiedenen Völker – beginnend mit den Germanen und Slawen, die in der Zeit der Völkerwanderung mit der christlichen Botschaft in Berührung kamen, bis hin zu den Völkern Asiens, Afrikas und Amerikas – nicht an die griechische Kultur als solche, sondern an deren Selbstüberschreitung, die der wahre Anknüpfungspunkt für die Auslegung der christlichen Botschaft war. Er zieht sie von da aus in die Dynamik der Selbstüberschreitung hinein. .... Dass man nicht an die Religionen, sondern an die Philosophie anknüpfte, hängt eben damit zusammen, dass man nicht eine Kultur kanonisiert hat, sondern dort in sie eintreten konnte, wo sie selbst begonnen hatte, aus sich herauszutreten, wo sie sich auf den Weg ins Offene der gemeinsamen Wahrheit begeben und die Einhausung im bloß Eigenen hinter sich gelassen hatte.“

Daraus folgert er:

„Sicher kann der Glaube nicht an Philosophien anknüpfen, die die Wahrheitsfrage ausschließen, wohl aber an Bewegungen, die aus dem relativistischen Kerker auszubrechen sich mühen. Sicher kann er nicht unmittelbar die alten Religionen übernehmen. Wohl aber können die Religionen Formen und Gestaltungen bereitstellen, besonders aber Haltungen – der Ehrfurcht, der Demut, der Opferbereitschaft, der Güte, der Nächstenliebe, der Hoffnung auf das ewige Leben.“

In seiner Regensburger Rede hat Papst Benedikts XVI. erneut über die Hellenisierung des Christentums gesprochen. Allerdings haben seine Aussagen dort eine etwas andere Ausrichtung als die Reflexionen zur Enzyklika *Fides et ratio*<sup>18</sup>. So betont er, dass die Berührung mit dem griechischen Geist schon in der Zeit der Entwicklung des Alten Testaments eingesetzt habe. Er fügt aber dann hinzu, dass es „Schichten im Werdeprozess der alten Kirche (gibt), die nicht in alle Kulturen eingehen müssen“; doch:

die Grundentscheidungen, die eben den Zusammenhang des Glaubens mit dem Suchen der menschlichen Vernunft bereffen, die gehören zu diesem Glauben selbst und sind seine ihm gemäße Entfaltung.“

### **„Mit zwei Flügeln“**

Am Ende unserer Überlegung über das Verhältnis von Glaube und Vernunft fügt sich einiges zusammen:

- Die menschliche Vernunft kommt voll zum Tragen, wo sie sich als Instrument des Menschen erweist, sich für die ganze Wahrheit und Wirklichkeit zu öffnen, wie diese uns in der Menschheitsgeschichte entgegentritt, und wo sie die sprachlichen Ausdrucksformen immer neuer Selbstüberschreitung („Transzendenz“) in die uneinholbare, volle Wirklichkeit und Wahrheit findet.
- Die menschliche Vernunft ist niemals Vernunft des Einzelnen allein, sondern Grundfähigkeit des Menschengeschlechts; in diesem Sinne eingebettet in die Atmosphäre von Glaube und Vertrauen, in der Menschen miteinander aufwachsen und zum Gebrauch der Vernunft erwachen.
- Die Betonung des je Eigenen erweist sich als fatale, beengende Selbstbeschränkung, wenn der Sinn für eine immer größere Wirklichkeit („*Deus semper maior, semper minor*“) verloren geht; diese Selbstbeschränkung beginnt, sobald der Blick für Fremdes und Anderes verloren geht.

---

<sup>18</sup> Vgl. *Benedikt XVI.*, Glaube und Vernunft. Die Regensburger Vorlesung. Freiburg 2006, 18-29 Zitat: 28f..

- Glaube und Vernunft bleiben die zwei tragenden Flügel, wenn der Mensch sich zu seiner Endlichkeit bekennt, das heißt: wenn er anerkennt, dass er einen ungeschuldeten Anfang (Geburt) hat und sich auf ein unvermeidliches Ende (Tod) zubewegt; nur in der Anerkennung seiner begrenzten Selbstverfügung bleibt er offen für die mögliche Verfügung eines Größeren, der sich der Verfügung des Menschen entzieht, dem er sich aber vertrauensvoll anvertrauen kann.
- Jeder Mensch kann ursprünglich erfahren, was Glaube ist, wo er im zwischenmenschlichen Miteinander Zuwendung und Geborgenheit, Vertrauen und Treue erfährt.
- Christlich erhält die Erfahrung des Glaubens ein Gesicht in der Gestalt des Jesus von Nazareth und der Offenbarung seines gott-menschlichen Grundverhältnisses „*propter nostram salutem*“, „zu unserem Heil“ (vgl. Credo).
- Zwar kann die menschliche Vernunft die Gottbeziehung Jesu nicht positiv begreifen und erklären, doch kann sie den Glauben an Gott in Jesus Christus als eine dem vernünftigen Denken nicht widersprechende, sinnvolle Entscheidung des Menschen erschließen.
- In ihrer personalen Vollgestalt erweist sich Glaube als zukunftsöffnend (Hoffnung) und beziehungsreich (Liebe zu Gott und den Menschen).

In seiner Enzyklika *Fides et ratio* spricht der große Papst Johannes Paul II. zu Christen und Nichtchristen, Glaubenden und Nichtglaubenden, zu allen Menschen auf der Welt. Seine Worte sind transparent. Was er über den Glauben philosophisch sagt, kann allen Menschen einleuchten, doch spricht aus seinen Worten zugleich sein fester Glaube an den lebendigen, in Jesus Christus menschengewordenen Gott.

Mehr noch als all seine Worte hat das Leben des seligen Johannes Pauls II. bezeugt: Der Glaube versetzt Berge, reißt Mauern ein – die Mauer, die Europa trennte, ist gefallen –, befreit Völker – Polen ist befreit und mit ihm andere Völker im Osten Europas. Sterbend kann der Mensch nur in die Hände des lebendigen Gottes fallen – bis heute ist das Sterben des seligen Papstes eine Tat glaubenden Sich-Loslassens; es hat dank der Medien die Öffentlichkeit der Welt erreicht und bewegt, - nach wie vor ist das Sterben des großen Papstes in der Erinnerung der Menschen lebendig. Wer mit offenen Sinnen lebt, weiß: Glaube ist mehr als Erkennen, Glaube ist hoffende Hingabe in Liebe.

Bei Thomas von Aquin gibt es das schöne Bild von den zwei Vögeln, die der Sonne entgegenfliegen. Der eine fliegt in der Dunkelheit der Nacht, der andere in der Kraft der Tagessonne. Beide Vögel leben auf dieser Erde, doch beide lieben die Sonne. Nur wenn der Vogel sich mit beiden Flügeln von der Kraft des Lichtes tragen lässt, erfährt er, wohin sie ihn tragen:

„*Solem etsi non videat oculus nycticoracis,  
Videt tamen eum oculus aquilae.*”

“Mag auch das Auge des Nachtvogels [der Eule] die Sonne nicht sehen:  
Es schaut sie dennoch das Auge des Adlers.“<sup>19</sup>

---

<sup>19</sup> Thomas von Aquin, In Met. 11,1; Nr. 286.